

LAUDATIO auf die Preisträgerin

von Helmut Schmidt,
Bundeskanzler a.D.
der Bundesrepublik Deutschland

Respektabilitäten, meine Damen und Herren!

Zunächst meinen herzlichen Dank für diese liebenswerte Einladung in eine unglaubliche künstlerische und architektonische Landschaft. Meinen Dank auch dafür, dass Sie einem älteren Herrn erlauben, im Sitzen zu reden.

Ich habe schon einmal an einer Ehrung für Marion Gräfin Dönhoff teilgenommen. Das war allerdings nicht an der Donau, sondern an der Ruhr, und ist auch schon ungefähr zehn Jahre her. In ihrer damaligen Dankesrede hat die Geehrte über das gemeinsame europäische Erbe des Humanismus gesprochen und über die Verdrängung dieses Erbes in vielen Staaten Europas durch den Nationalismus des 19. und des 20. Jahrhunderts. Und sie hat gesprochen über ihre Hoffnung auf den Erfolg, ich zitiere wörtlich „den Erfolg der gemeinsamen Arbeit am Europäischen Haus“ (ein Wort, das eigentlich von Gorbatschow stammt) und ihre Hoffnung auf ein „gemeinsames Dach über dem östlichen und dem westlichen Teil unseres Kontinents“. Zum gleichen Thema hat vor zwei Jahren hier in Dillingen Roman Herzog in seiner Dankrede gesagt, es gäbe in Europa, und hier wird auch wörtlich zitiert, „es gäbe in Europa eine geistig-kulturelle Gemeinschaft, und zwar viel länger schon als der Beginn der Arbeit an der europäischen Integration“. Der Beginn liegt ja gerade erst ein halbes Jahrhundert zurück. Und mir scheint, dass Marion Dönhoffs und Roman Herzogs Reden, beide haben sie Recht, ohne Naht ineinander passen.

Wenn jemand aus China oder aus Indien oder aus Äthiopien oder Nigeria nach Europa kommt, für den ist die gemeinsame kulturelle Identität der Europäer offensichtlich. Er braucht nicht lange zu studieren. Für den ist offensichtlich, dass es eine gemeinsame europäische Musik gibt, eine gemeinsame europäische Literatur und Kunst, ein gemein-europäisches Gebäude der Philosophie, der Wissenschaft, ebenso eine gemein-europäische Kultur des Rechtes, die politische Kultur der Demokratie, übrigens auch die

gemein-europäische Kultur des Marktes, der Berufsfreiheit und des privaten Eigentums. Und darüber hinaus gibt es religiöse Gemeinsamkeiten, die noch viel älter sind. Wir heutigen Europäer, wir selbst, die wir aufgewachsen sind zumeist noch im nationalstaatlichen Denken, wir haben oft nur ein ziemlich vages Bewusstsein von diesen europäischen Gemeinsamkeiten. Immerhin wissen wir aber doch von dem herausragenden gemeinsamen Grundwert der Freiheit der einzelnen Person.

Unter dem Primat dieses Grundwertes der Würde der einzelnen Person hat Marion Dönhoff über ein langes Leben ihre Leser, ihre Mitmenschen auf den anderen Grundwert, auf den Grundwert der Brüderlichkeit hin und auf den dritten Grundwert der Gerechtigkeit hin orientiert. Sie ist ein intellektueller Mensch, aber zugleich ein praktischer Mensch. Und wengleich sie niemals große Worte oder Apotheosen geliebt oder gar selber gebraucht hat, so hat sie doch in ihrer journalistischen Praxis den beiden Kardinaltugenden der Klugheit und des Maßes gehorcht - ob sie nun über Europa geschrieben hat oder über deutsche innenpolitische Probleme, ob sie geschrieben hat über die Probleme der Schwarzen zur Zeit der Apartheid in Südafrika oder über die Dissidenten in der alten Sowjetunion, oder ob sie geschrieben hat vor 50 Jahren mit Adenauer für die Westbindung der jungen westdeutschen Bundesrepublik, oder ob sie vor 40 Jahren mit Brandt und mit Scheel - nein, noch vor Brandt und Scheel! - initiativ eingetreten ist für eine Ostpolitik der Verständigung und - das muss ich hinzufügen - die dritte Kardinaltugend der Gerechtigkeit, die war ihr immer selbstverständlich.

Aber dann die vierte Kardinaltugend im Sinne des Heiligen Thomas von Aquin, nämlich die Tapferkeit, mit der sie unerwartete, unpopuläre, auch unerwünschte Positionen formuliert hat, verteidigt hat, behauptet hat, diese Tapferkeit ist Marion Dönhoff wahrscheinlich erst im Laufe ihres ersten Lebens zugewachsen.

Ich bitte Sie um Nachsicht, Marion, wenn ich Ihr Leben in zwei Teile teile, in zwei Teile aufgliedere, will ich mich korrigieren. Das erste Leben, die Jugend in einer alteingesessenen, hoch kultivierten Adelsfamilie in Ostpreußen, das Studium in mehreren europäischen Ländern, die Beteiligung am Widerstand gegen die Nazis und gegen Hitler: dieses erste Leben ging spätestens mit der Flucht aus Ostpreußen 1945 zu Ende, vielleicht geht es schon zu Ende mit dem Fehlschlag des Attentats auf Hitler am 20. Juli 1944 und mit der darauffolgenden Tragödie der Entwürdigung und der Hinrichtung fast aller Ihrer Freunde. Das zweite, sehr viel längere und ungleich ertragreichere Leben begann alsbald danach mit Ihrer journalistisch-politischen Arbeit

bei der ZEIT in Hamburg. Darauf will ich gleich noch einmal zurückkommen, aber vorweg noch ein Wort über das erste Leben der Gräfin Dönhoff.

Sie hatte insofern Glück gehabt, als sie im Zeitpunkt des Machtantritts von Hitler bereits voll erwachsen gewesen ist und Glück gehabt dadurch, dass sie die bis dahin erworbene eigene Bildung voll urteilsfähig gemacht hat, als Hitler an die Regierung kam. Und dann hat sie später als junge Frau für die Stauffenberg und Schlabrendorff und Treskow den Kurier gemacht, Verbindungen geknüpft, Verbindungen gehalten. Und sie hat den diese Generalstabsoffiziere kennzeichnenden Gewissenskonflikt in ähnlicher Weise auch für sich entschieden: Auf der einen Seite stand die Treue zum eigenen Land, der „Fahneneid“, die Pflicht zum Gehorsam, die Pflicht, das Vaterland zu verteidigen, und auf der anderen Seite erwuchs die Einsicht in den verbrecherischen Charakter des Führers, der Millionen ermorden ließ, der Abermillionen deutscher und ebenso gegnerischer Soldaten sinnlos hat sterben lassen und der die eigene Nation und ebenso die uns benachbarten Nationen ins tiefste Unglück ihrer Geschichte führte - und daraus dann ergab sich der patriotische Entschluss zum Tyrannenmord und damit der patriotische Entschluss zum Hochverrat.

Marion Gräfin Dönhoff ist eine der letzten heute Überlebenden des Widerstands. Und auch deshalb, nicht aber allein deshalb, ist sie für viele Menschen draußen in der Welt, aber auch bei uns zu Hause, ein Symbol des anständigen Deutschlands.

Dass es für Marion Dönhoff nach Hitler überhaupt noch ein zweites Leben geben konnte, das war abermals dem Glücksfall zu danken, dem doppelten Glücksfall, dass ihre Arbeit für den Widerstand damals unentdeckt geblieben ist und dass ihr zweitens die Flucht in den Westen gelungen ist. Viele Menschen sind dabei draufgegangen, bei den Trecks von Ost nach West. Seither arbeitet sie für die ZEIT, als eine konservativ an ihren Werten festhaltende, zugleich aber liberale, tolerante Publizistin, und das nun schon über ein halbes Jahrhundert.

Es ist, denke ich, keine Übertreibung zu sagen: Sie hat als Redakteurin, als Chefredakteurin und später als Herausgeberin ganz entscheidend den Geist dieser Zeitung geprägt und sie hat vielen Menschen, die ihre Artikel lasen, zu einem von Mode und Trend unabhängigen, von gängigen Parteimeinungen und gängigen Medienmeinungen unabhängigen Urteil verholfen. Natürlich hat es viele Fälle auch gegeben, in denen sie Widerspruch erfuhr oder herausgefordert hat, Widerspruch durch gewichtige Personen von draußen,

ebenso übrigens von Personen innerhalb der eigenen Redaktion, Widerspruch auch von ihrem Verleger, dem CDU-Politiker Gerd Bucerius. Beide, Dönhoff wie Bucerius, beides starke, sehr unerschrockene Persönlichkeiten, aber beide von einer liberalen Grundgesinnung, so dass keine der mehreren, der reichlichen Streitigkeiten zwischen den beiden, keine dieser Streitigkeiten hat das gemeinsame Werk gefährden können, wegen der beiderseitigen Liberalität und Großzügigkeit.

Ein erster Brief, den ich an Marion Dönhoff geschrieben habe, ich habe ihn letzten Sonntag noch einmal herausgesucht und Glück gehabt, ihn zu finden, der erste Brief an Marion Dönhoff, die ich damals gar nicht kannte, sondern nur vom Lesen der Zeitung - ich war ein Abonnent ihrer Zeitung - stammt aus dem Jahre 1957. Damals hatte sie den Sozialdemokraten Herbert Wehner, einen ehemaligen Kommunisten, gegen ziemlich üble Verunglimpfungen verteidigt; und ich hatte diesen Artikel gelesen, ich kannte Wehner und dankte der mir unbekanntem Redakteurin für, und ich darf das wörtlich zitieren, für „Klarblick, Herz und Zivilcourage“. So steht das in diesem Brief, der ist jetzt beinahe 50 Jahre alt. Und ich erwähne ihn eigentlich deshalb, weil jene Episode typisch ist für die heute Geehrte: Sie sah die Verletzung der Würde eines Mitmenschen und trat für ihn ein - obschon das damals gewiss bei sehr vielen Lesern auf Widerspruch stoßen musste, denn viele waren der Negativ-Propaganda gegen Wehner anheimgefallen.

Ein anderes typisches Beispiel für ihren Klarblick und für ihre Zivilcourage war Marion Dönhoffs Eintreten für die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als endgültige Ostgrenze Deutschlands. Wer vor Jahrzehnten oder morgen oder übermorgen noch einmal gelesen hat oder übermorgen noch einmal lesen wird die Essays über die Menschen und über die Geschichte Ostpreußens in dem Buch, das in der Predigt vorhin in der Kirche erwähnt wurde „Namen, die keiner mehr nennt“, wer das noch einmal in die Hand nimmt und liest - ein bewegendes Buch - und die Liebe der Autorin zu ihrer ostpreußischen Heimat herausspürt, und ebenso ihre Liebe zum wohlverstandenen Preußentum auf sich wirken lässt, nur der kann eigentlich die moralische Leistung Marion Dönhoffs ermessen, die in dem Willen zur Anerkennung der neuen Grenze gelegen war, das heißt den endgültigen Verlust der eigenen Heimat. Vielleicht war sie überhaupt die Erste, jedenfalls war sie eine der Ersten in Deutschland, die nicht nur in allgemeinen Redensarten, sondern in dieser konkreten Frage der Grenze für Verständigung und Versöhnung mit unseren östlichen polnischen Nachbarn eingetreten ist.

Man kann sagen, dieser Akt der Selbstüberwindung sei ein Entschluss der Vernunft gewesen: Es war ein Entschluss der Vernunft, aus lang zurückreichender Geschichte und Erkenntnis der Geschichte erwachsen, nach vielfachem Wechsel schwedischer Herrschaft, polnischer Herrschaft, russischer Herrschaft, deutscher Herrschaft über Ostpreußen. Ein Entschluss, der daraus die schmerzhafteste Konsequenz zog, damit im Osten Mitteleuropas endlich, endlich - nach Jahrhunderten der Kämpfe, nach Jahrhunderten der vier Teilungen Polens, nach einer gewaltsamen Westverschiebung der ganzen polnischen Nation, besiegelt in Postdam 1945, dass danach endlich doch ein dauerhafter Friede möglich gemacht werden müsse.

Gräfin Dönhoff hat mit stupender Standhaftigkeit und mit Tapferkeit gleichzeitig gegen ihre eigene Heimatliebe diesen Standpunkt vertreten und gegen jedermann, der anderer Meinung war. Heute, aus dem Abstand mehrerer Jahrzehnte seither, heute ist es leicht einzuräumen - aus der seitherigen Geschichte und der Geschichte der Jahre 89/90 der Vereinigung der beiden deutschen Staaten - heute ist es leicht einzuräumen, dass das richtig gewesen ist. Damals, vor fast 40 Jahren, war das ganz schwer. Damals war eine ganz große Mehrheit der Deutschen dagegen; nur innerhalb der beiden Kirchen und auch auf der politischen Linken hat es einige Mitstreiter gegeben. Übrigens, Bucerius, ihr Verleger, hat damals dazu geschrieben, nein ein bisschen später wohl, in den frühen 70er Jahren, über sie geschrieben, Marion Dönhoff sei großherzig und frei von Egoismus, und in dem Brief steht dann wörtlich: „Gibt es denn das? Jemand, der den größten Besitz im Osten verliert und nie ein Klagewort sagt?“ Ende des Zitats des Briefschreibers Bucerius.

Ich möchte auch ein drittes Beispiel für die geistige Unabhängigkeit der heute Geehrten nennen dürfen. Ich meine ihren großen Aufruf unter dem Stichwort „Zivilisiert den Kapitalismus“. Wie sehr Recht sie doch hat mit diesem Schlachtruf! Mich hat er erinnert an einen ethischen Lehrsatz von Mahatma Gandhi. Da gibt es sieben Grundsätze bei Gandhi, sieben Sünden gegen die Gesellschaft oder soziale Sünden. Und da heißt es „Geschäft ohne moralische Prinzipien ist eine Sünde wider die Gesellschaft“. Geschäft ohne moralische Prinzipien. Unter den Spitzenmanagern unserer heutigen deutschen Unternehmungen haben schon sehr lange nur noch zwei herausragende Leute - ich meine Hans Merkle und Marcus Bierich (beide von Bosch in Stuttgart) - solche Worte gesagt und auch noch danach gehandelt. Lange vorher hatte Ludwig Erhard nicht nur einfach Marktwirtschaft gepredigt, sondern hatte „soziale Marktwirtschaft“ gepredigt. Und wenn Sie dieses Wort ethisch betrachten, dann war das ein gutes Wort, soziale Marktwirtschaft.

Denn der Markt an sich schafft weder eine solide Altersversorgung, noch schafft er irgendeine Form von sozialer Gerechtigkeit. Der Markt an sich ist ziemlich brutal. Und deswegen muss soziale Gerechtigkeit vielmehr gewollt und bewusst verwirklicht werden.

Aber der Ludwig Erhard ist nun schon lange tot - und in den letzten zwanzig Jahren hören wir aus der Wirtschaft statt seines guten Schlagwortes - das gebraucht kaum noch jemand von diesen Herren - statt dessen hören wir nur noch sich schnell abwechselnde Parolen, zum Beispiel Diversifikation, shareholder value, benchmarking, outsourcing, lean management, global player, Marktanteile und so weiter. Und dazu kommt dann ein psychotischer Spekulationismus; und zu allem Überfluss fallen dann auch noch Millionen kleiner Leute in der Welt, jedenfalls bei uns in Deutschland, auf diesen Börsenspekulationismus rein und beteiligen sich daran. Sie werden dazu verleitet, zum Teil mit raffinierter Propaganda. Und neue und alte mittelständische Gewerbebetriebe werden dazu verleitet, sich über die Aktienbörse zu finanzieren, von deren Psychosen und deren Methoden sie leider nicht genug verstehen, und sie laufen da sehr viel größere Risiken, als sie sich das am Anfang vorstellen.

Insgesamt wird für uns, für jedermann sichtbar, ein grandioses Spektakel privater Machtgier und privater Geldgier geboten. Und dieser erfolgreiche Raubtierkapitalismus wird in mancherlei Medien zum Vorbild für andere emporstilisiert. Marion Dönhoff hat dazu geschrieben, das liegt Jahr und Tag zurück, und ich zitiere wörtlich: „Eine entfesselte Freiheit führt zu Brutalität und zu Kriminalität. Jede Gesellschaft braucht Bindungen ... Ohne Tradition, ohne Konsens über Verhaltensnormen kann kein Gemeinwesen bestehen.“ Und ich frage, wer hätte die Stirn, ihr zu widersprechen?

Ein viertes, ein letztes Beispiel möchte ich Ihnen vortragen: Es ist das heute vor acht Jahren von Marion Dönhoff initiierte Manifest unter der Überschrift „Weil das Land Versöhnung braucht“. Dort verlangte sie die Verfolgung aller in der alten DDR begangenen Verbrechen. Aber zugleich postulierte sie drei rechtsstaatliche Grundsätze, die, nach ihrer Meinung jedenfalls, einzuhalten waren. Ich zitiere die drei Prinzipien oder Grundsätze wörtlich: Das eine: „Nur Handlung wird bestraft, nicht Gesinnung“.

Und das Zweite: „Die individuelle Schuld des einzelnen muss nachgewiesen werden“.

Und das Dritte: „Maßgebend kann nur das damals in der DDR gültige Strafrecht sein“.

Jemand; der im römischen Recht Bescheid weiß, dem kommt das sehr vertraut vor. Nicht allen westdeutschen Staatsanwälten und Richtern ist es gleichermaßen vertraut.

Gerade dieser letzte Leitsatz, dass man strafen kann und darf nur nach dem Gesetz, das am Ort und zur Zeit der Tat gegolten hat, den möchte man manchen westdeutschen Politikern und Anwälten, Staatsanwälten und Richtern hinter die Ohren schreiben.

Aber am Schluss, und das ist eigentlich viel wichtiger, am Schluss dieses Aufsatzes schrieb die Gräfin: „Nichts kann uns von der Vergangenheit erlösen.“ Sie hat nie viel gehalten von der Aufarbeitung oder Bewältigung der Vergangenheit. „Die Zukunft aber kann nur durch Aussöhnung gewonnen werden, nicht durch Abrechnung und nicht durch Rache.“ Ende des Zitats.

Ich denke, in der Tat: Zur Wiedererlangung einer gemeinsamen Identität unserer Nation brauchen wir den Willen zur Aussöhnung. Und auch deshalb nenne ich Marion Dönhoff eine moralische Instanz.

Wir beiden sind die dienstältesten Herausgeber der ZEIT. Als wir uns am Montag dieser Woche mal wieder über unsere Zeitung unterhielten, da gerieten wir durch Zufall in ein Gespräch über die Bibel. Und mich erinnerte das Gespräch an eine Lobrede - die hatte ich zwei Tage vorher gelesen in einer kleinen Broschüre, hier aus Dillingen war sie mir zugesandt worden - ich erinnerte mich an die Lobrede, die vor zwei Jahren Bischof Lehmann - heute Kardinal Lehmann - hier gehalten hat, das war die Lobrede auf Roman Herzog. Und ich habe sie vor einer Woche mit innerer Zustimmung gelesen. Kardinal Lehmann hat, ich nehme an, das war im selben Saal hier, angesichts der „blutigen Realitäten religiös verbrämter Konflikte in der heutigen Welt“, das ist sein Wortlaut, „die Notwendigkeit des Dialogs zwischen den Weltkulturen“, wiederum sein Wortlaut, hervorgehoben. Und ich bin sicher, Ihre heutige Preisträgerin, meine Damen und Herren von der Europäischen St.-Ulrichs-Stiftung, würde in diesem Punkte jedenfalls dem Kardinal beipflichten. Und jedenfalls so auch ich.

Zwar haben die Weltreligionen alle den Menschen als *zoon politikon* erkannt und begriffen. Das Wort selbst, wie Sie wissen, stammt von einem großen Griechen. Aber weil sie ihn als soziales Wesen erkannt haben, als gesellschaftliches Wesen, als *zoon politikon*, deswegen haben sie alle, alle Weltreligionen, und deswegen nicht etwa Rechte gelehrt und Ansprüche und Egoismus, sondern sie haben uns vielmehr Gebote gelehrt. Gebote! So die Thora, die wir das Alte Testament nennen, so das Evangelium, das Neue Testament, so der Koran - und so übrigens auch der Konfuzianismus.

Gebote! Nicht etwa Rechte oder Ansprüche. Aber allzu lange haben allzu viele der Schriftgelehrten aller drei monotheistischen Religionen, allzu lange haben sie uns, den Laien, in einer sträflichen Weise entscheidend wichtige gemeinsame Glaubensinhalte, gemeinsame Gebote und Tatsachen der gemeinsamen geistlichen Geschichte verschwiegen. In einer Zeit, in welcher uns ein angeblich unvermeidlicher „clash of civilisations“ suggeriert wird, in einer solchen Zeit ist es eine unerhört notwendige Aufgabe, dass uns, den unwissenden Laien, den unwissenden Menschen unter den Juden, unter den Christen, unter den Muslimen, dass uns in verständlicher Weise klargemacht wird, worin unsere Religionen übereinstimmen, und nicht nur erzählt wird, worin sie sich unterscheiden.

Die Rabbis und die Priester und Pastoren und die Ulama, sie alle sollten uns außerdem auch noch lehren, wie auf allen Seiten Kaiser, Kriegsherren und Politiker, Päpste und Kalifen, wie sie auf allen Seiten die Religiosität ihrer Untertanen und ihrer Gläubigen immer wieder durch die Jahrhunderte zu machtpolitischen Zwecken missbraucht haben.

Wer tief genug gräbt, der wird gemeinsame Wurzeln finden: Das fängt bei Noah an und bei Abraham und Moses und fast alle Propheten der jüdischen Thora oder unseres Alten Testaments, fast alle, alle wichtigen jedenfalls, und auch der Rabbi Jesus aus Nazareth, werden auch im Koran hoch respektiert. Wissen wir das eigentlich? So wie der Koran auch ausdrücklich die „Völker des Buches“ ganz besonders respektiert und seinen Gläubigen diesen Respekt auferlegt. Wissen wir das eigentlich? Wer tief genug gräbt, der wird sehr leicht herausfinden, dass alle Weltreligionen als ein Gebot an jedermann die „goldene Regel“ gelehrt haben, in verschiedener Form, in verschiedenen Wortlauten, aber die „goldene Regel“, die da heißt: „Du sollst dich gegenüber den anderen so verhalten, wie du erwartest oder verlangst, dass die anderen sich dir gegenüber verhalten“. Der deutsche Volksmund hat daraus gemacht: „Was du nicht willst das man dir tut, das füg auch keinem andern zu!“ Das ist die goldene Regel. Der große deutsche preußische Philosoph Immanuel Kant hat in seinem Kategorischen Imperativ die Sache auf ein hohes intellektuelles Niveau gebracht; aber zu Kants Zeiten war die goldene Regel schon über tausend Jahre in der Welt. Die goldene Regel setzt eine moralische Pflicht für jedermann, jedermann ist für Erfüllung dieser Pflicht verantwortlich.

Allerdings, zur Toleranz, zur Solidarität, zur Hilfsbereitschaft, zur Verantwortlichkeit, für das, was man selber tut oder lässt, dazu müssen wir erst erzogen und angeleitet werden; denn in unseren Genen sind diese

Tugenden nicht angelegt. Erziehung aber bedarf des Vorbilds, des guten Beispiels, der praktischen Einübung durch Lob und Tadel, notfalls auch durch Strafe.

Ihre Preisträgerin, meine Damen und Herren, hat lange Jahrzehnte immer wieder gute Beispiele gegeben, in ihrem öffentlichen Wirken, aber auch in ihrem privaten Leben. Sie hat Führung ausgeübt, ganz anspruchslos in der Art und Weise, Führung ausgeübt wie selten sonst ein politischer Journalist oder ein Autor in Deutschland. Und dies alles, um einen gemeinsamen jüdischen Freund, der aus Breslau stammt, den Amerikaner Fritz Stern, zu zitieren, immer „...zugleich mit preußischer Strenge und zugleich mit menschlicher Wärme“, sagt Fritz Stern. Und Richard von Weizsäcker hat über sie gesagt: „Ihre moralischen Grundsätze sind ebenso menschlich wie eindeutig. Ihr politisches Urteil hat den langen Atem der Geschichte. Und die Bescheidenheit stammt aus dem alten Preußen, die Bildung aus Europa, der common sense aus der Erfahrung in der Welt“, Ende des Zitats Richard von Weizsäcker.

Ich mache mir zu Eigen, was diese beiden Freunde, meine Freunde, über Ihre heutige Preisträgerin gesagt haben. Und ich füge hinzu: Marion Dönhoff hat stets gewusst, dass der Mensch sich moralisch nicht auf sich selbst verlassen darf, sondern dass die Würde und die Freiheit des Menschen der Bindung nach oben bedürfen.

Sie hat nicht wissen können, hat nie wissen können, weder 1944 noch später, ob denn die deutschen Mitbürger oder ob denn die polnischen Nachbarn oder ob denn die französischen Nachbarn, ob sie denn Marion Dönhoffs Tun und Lassen mit Zustimmung oder gar mit Dank begegnen würden. Das konnte man vorher nicht wissen. Und auch deshalb, denke ich, hat die St.-Ulrichs-Stiftung mit der heutigen Ehrung von Marion Gräfin Dönhoff eine gute Wahl getroffen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.